

Gumbrecht | Das Ende von allem?

[Was bedeutet das alles?]

Hans Ulrich Gumbrecht

Das Ende von allem?

Neun Betrachtungen und ein Essay

Herausgegeben von René Scheu

Reclam

RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK Nr. 14279
2023 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Gestaltung: Cornelia Feyll, Friedrich Forssman
Druck und Bindung: EsserDruck Solutions GmbH,
Untere Sonnenstraße 5, 84030 Ergolding
Printed in Germany 2023
RECLAM, UNIVERSAL-BIBLIOTHEK und
RECLAMS UNIVERSAL-BIBLIOTHEK sind eingetragene Marken
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-014279-0

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de

Inhalt

Prolog

Das Ende von allem? 7

Zentrifugale Notizen zu einer Symptomatologie der Gegenwart

Neun Essays

Stierkampf 32

Fernsehabend 38

Bargeld 43

Erotische Leidenschaft 49

Gelehrsamkeit 55

Fußball-Kämpfer 60

Analog-Leben 66

Rauchen 71

Geisteswissenschaften 76

Epilog

Notiz des Herausgebers 84

Von René Scheu

Zu dieser Ausgabe 87

Prolog

Das Ende von allem?

Zentrifugale Notizen zu einer Symptomatologie der Gegenwart

Museen sind Orte der unmittelbaren Begegnung mit Dingen, die unsere Kultur heraufbeschwören. Ausgeklammert von den Rhythmen und Funktionen des Alltags, stellen sie ihren Besuchern Produkte menschlichen Handelns als ›Originale‹ vor. Die musealen Dinge erweisen sich als Fragmente aus fernen Zeiten, Räumen oder Situationen, die gerade in ihrer Besonderheit Aufmerksamkeit binden und vielschichtige Gefühle auslösen, weil sie allein sich selbst zeigen und so zu Verdichtungen ihrer Ursprungskontexte werden. Im Museum schlagen die Distanzen der verschiedensten Dimensionen, aus denen Originale kommen, dann in die Versuchung eines Berührens um. Doch genau das ist verboten – und macht auf diese Weise besonders deutlich, wie die gezeigten Dinge unsere Begierde provozieren, aber auch die Bedrohung aufrufen, durch sie überwältigt zu werden.

Nichts als eine flexible Leere trennt ja die körperlichen Reaktionen unserer Wahrnehmung von den Originalen, und so bedarf es oft einer Anstrengung des Willens, um uns endlich ihren Kraftfeldern zu entziehen. Wenn wir mit Offenheit und Konzentration auf Museen reagieren, dann kann die wiederholte Dynamik dieses Angezogen-Werdens und Sich-Entziehens in einen Zustand affektiver und auch körperlicher Ermüdung münden, der zu diesen Orten der Begegnung gehört und unsere aktive Teilnahme an ihrem Potential im Zurückblicken spürbar hält.

Seit einigen Jahren aber hat sich zu der Besucherin, die

ihre spannungsvollen Positionen im Verhältnis zu den Originalen durchlebt, eine ganz andere Figur gesellt: Mit dem Smartphone in der Hand nähert sie sich jedem Exponat auf die für eine Fotografie angemessene Entfernung und geht von dort zum nächsten Exponat weiter, bis sie die vollständige Sammlung des jeweiligen Museums im elektronischen Gedächtnis gespeichert hat. An keiner Stelle gerät der zügige Fortgang des Aufzeichnens in die Kraftfelder der Originale, was der Serien-Fotografin jeden Aufwand von Müdigkeit erspart. Denn ihr geht es ja gerade um einen Akt, welcher die Wirkung der Originale von ihrem Ort der Nähe befreien und mithin das Ereignis und den Prozess der Konfrontation mit ihnen der Verfügbarkeit einer unbestimmten Zukunft anheimstellen soll. Und selbst solche Akte der Distanzierung von Originalen sind auf dem Weg, Spuren der Vergangenheit zu werden, seit künstliche Intelligenz die Möglichkeit entwickelt hat, gleichsam »auf Knopfdruck« Bilder oder Texte mit der Stil-Aura eines individuellen Malers oder Autors herzustellen. Können wir angesichts dieser Entwicklung die grundlegende Unterscheidung zwischen Original und Kopie überhaupt noch aufrechterhalten? Und wird unsere Erwartung an Kunst und ästhetische Erfahrung die Aufhebung solcher Unterscheidungen überleben?

Einmal abgesehen von diesem noch kaum wirklich bearbeiteten Problemhorizont und der philosophisch spezifischeren Frage, ob sich jene Spannung der Begegnung mit dem Original in räumlicher Distanz überhaupt vollziehen kann, und der eher banalen Vermutung, dass die Handybewehrten neuen Museumsbesucher nie wirklich auf die ins Unendliche wachsenden Archive ihres habituellen Auf-

zeichnens zurückgreifen werden, zeichnet sich dann inmitten einer Institution und ihres weiterlaufenden Rituals die Vision von einem Ende ab. Denn ohne die grundlegenden und je spezifischen Kraftfelder von Räumlichkeit werden Museen nicht existieren können.

Auf solche Grundstrukturen von oft, aber nicht notwendig durch elektronische Technologie zu ihrem Ende kommenden Lebensformen, wie sie ohne Gesten von Diskontinuität oder gar Gewalt die Gegenwart fast unbemerkt durchlaufen und doch schon potentiell spalten, bin ich in den vergangenen Jahren immer wieder gestoßen und habe sie mit einer Reihe von Essays zu beschreiben versucht, die im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* erschienen sind. Überlegungen zu einer denkbaren Konvergenz zwischen den einzelnen Beobachtungen, die sich vielleicht zu einem weitgehend übersehenen gesellschaftlichen oder existentiellen Einschnitt hochrechnen ließen, standen zunächst im Hintergrund.

Die überarbeitete Wiederveröffentlichung der kleinen Texte in diesem Reclam-Band jedoch soll ein Reflexionsbogen des Rückblicks und des Vorausdenkens einleiten. Er führt zu dem Eindruck, dass die verschiedenen thematisierten ›Enden‹ zwar in vielfältigen wechselseitigen Beziehungen zueinander stehen, aber nicht auf eine eindeutige Gegenwartsdiagnose oder gar Zukunftsprognose als Fluchtpunkte hinauslaufen. Im Gegenteil und vielleicht abweichend vom intellektuellen Impuls einer ersten Reaktion haben sich die verschiedenen ›End‹-Beobachtungen in durchaus zentrifugale Richtungen des Denkens weiterentfaltet, aus denen ein von Widersprüchen und Paradoxien durchsetzter Blick auf die für unser Leben anstehenden

Jahrzehnte entsteht. Es lässt sich kein Fluchtpunkt der Gegenwart ausmachen und auch kein kompaktes Profil. Stattdessen zeigt uns der von den Enden ausgehende Blick eine symptomatologische Landschaft aus vielfältigen Positionen und Dynamiken, die sich gegenseitig beeinflussen. Dies mag auch damit zu tun haben, dass der heute naheliegende Stil des Nachdenkens über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht mehr der Stil des um 1800 entstandenen ›historischen Weltbilds‹ ist, dessen Stärke eher in dichten begrifflichen Formeln als in fortlaufender Nuancierung und Differenzierung lag.

*

So wie Museen mit den einschlägigen Berufskompetenzen selbst angesichts eines möglichen Endes fortbestehen und sich vielleicht sogar wachsender Beliebtheit erfreuen, gehören zu privaten Räumen auch weiter Bildschirme, um die wir uns noch gelegentlich versammeln, um gemeinsam ein Segment aus den längst alle Stunden des Tages abdeckenden Fernsehprogrammen anzuschauen. Und dies obwohl das Fernsehen eine andere Schicht unseres institutionellen Alltags ausmacht, die mittlerweile zum Ende ihrer prägnant zu fassenden großen Zeit gelangt ist. Diese Zeit setzte um die Mitte des 20. Jahrhunderts ein, als zunächst in den Vereinigten Staaten regelmäßig ausgestrahlte Quiz-Sendungen und fiktionale Serien mit Geschichten aus Familien der Mittelklasse begannen, jene gemeinsamen Stunden des Zusammenlebens auszufüllen, die sie zugleich aushöhlten. Wer in Deutschland damals den Quizmaster Peter Frankenfeld mit seinem karierten Jackett oder die wöchentlichen Episoden von *Vater ist der Beste* – auch als Themen der Gespräche für den nächsten Tag – miterle-

ben wollte, der musste bestimmte Zeitfenster von 90 oder 45 Minuten in seinem Stundenplan freihalten.

Jene im Leben einer ganzen Generation heutiger Rentner zentrale Abhängigkeit von der Zeit des Fernsehprogramms mit ihren Folgen für das gesellschaftliche Leben verlor ihre Dominanz angesichts der Möglichkeit individueller Aufzeichnungen, also schon viele Jahre vor den ersten Anfängen elektronischer Medien. Inzwischen sind die unsere Bildschirme bespielenden Programme zu einer unablässigen Lieferung von visuellen Materialien geworden, deren interner Zeitstruktur keinerlei Relevanz mehr zukommt. Prinzipiell können wir uns jedes existierende Programmelement in jedem Moment zu Gemüte führen, was eine profunde Veränderung in der Zeitdimension unseres Alltags eingeleitet hat: Viel weniger als früher sind wir auf individuelle Synchronisierungen mit den jeweiligen Gegenwart einer laufenden Zeit angewiesen, seit jede unmittelbare oder lang zurückliegende Vergangenheit in einer diffusen, immer breiter werdenden Gegenwart abrufbar ist. Und dies betrifft nicht allein die potentiellen Gegenstände des Bildschirms, sondern alle Dokumente, Gegenstände und weitgehend auch Ereignisse aus der Vergangenheit, wie sie in mittlerweile elektronischer Aggregatform verfügbar geworden sind.

Nur für die Interaktion mit anderen Menschen brauchen wir noch die Koordination in einer und derselben Gegenwart. Von dieser einen Ausnahme abgesehen hat der Strukturwandel der Zeit – gemeinsam mit dem Statuswandel des Raums – zu einem Schub der Individualisierung in unserer Existenz beigetragen, einer Individualisierung allerdings, die nicht wie ihre Vorgängerformen aus der Epoche

der Romantik von einem expliziten Pathos der Freiheit eingerahmt ist. Eher handelt es sich, auf das Fernsehen zurückgewendet, um die Freiheit – und um die Einsamkeit – des Binge Watchers, der immer und beliebig lang beliebig viele Episoden einer Serie konsumieren kann. Von außen mag man diesen Grad einer in die Einsamkeit führenden Freiheit durchaus als Suchtphänomen identifizieren, auch wenn sich potentiell Süchtige schon den kleinsten Ansätzen zu ihrer Einschränkung mit Irritation und Protest widersetzen.

*

Dieses noch um 1990 kaum vorstellbare weitgehende Ende individueller Abhängigkeit von den Dimensionen des Raums und der Zeit, wie sie ›das Ende des Museums‹ und ›das Ende des Fernsehens‹ veranschaulichen, ist kein Spezifikum einer der heute koexistierenden menschlichen Kulturen. Es steht als Möglichkeit global zur Verfügung, weil seine Effekte vor allem an den sich schnell zu öffnenden Zugang zu Geräten und Funktionen elektronischer Technologie gebunden sind. Wem dieser Zugang aus wirtschaftlichen Gründen nicht offensteht oder wer aus eigenem Entschluss auf ihn verzichtet, der wird immer noch einen Eindruck von den Wirkungen der neuen Individualität haben, sie aber aus der Perspektive einer erlittenen oder gewünschten Distanz erfahren. Aus entgegengesetzter Richtung formuliert: Die chronologisch junge Individualität in ihrer Annäherung an ein Ende der Abhängigkeit von Raum und Zeit ist für die meisten Zeitgenossen schnell zum Normalstatus des Alltags geworden.

Geschichtlich gesehen jedoch – und im paradoxalen Gegensatz zur Pathologie-Perspektive auf die Sucht-affine

Einsamkeit der Binge Watchers – ist die auf breite Resonanz stoßende Version des menschlichen Alltags mit ihrer neuen Individualität im Zentrum einer Einlösung jener Begriffe nahegekommen, welche bis vor kurzem ausschließlich für unsere Vorstellungen von Göttern reserviert waren. Menschliches Leben steuert heute auf ein vielfaches Ende seiner – typisch menschlichen – Begrenzungen zu. So haben die Covid-Jahre gezeigt, wie wir in einem unverhofften Status von ›Allgegenwart‹ leben. Gespräche mit Menschen auf anderen Erdteilen oder Begegnungen mit den in Museen ausgestellten Originalen aus fernen Dimensionen sind von der Bewegung unserer Körper im Raum unabhängig geworden und verursachen nicht einmal mehr, wie noch vor wenigen Jahren, Kosten, die uns zur Sparsamkeit anhalten könnten. Und schon kündigt die emergierende Technologie des ›Metaversums‹ eine Zukunft an, welche selbst die bisher fehlende Berührbarkeit ferner Gegenstände und Körper herstellen soll.

*

Der Vergangenheitsseite des Gottesprädikats von der ›Ewigkeit‹ entspricht die durch elektronische Speichermedien hergestellte Abrufbarkeit aller Dinge und Momente aus früheren Zeiten, welche die traditionelle Imagination einer vollständigen Erinnerung verwirklicht (und tendenziell überbietet, weil sie auch all das einschließt, was wir nicht selbst erlebt oder erfahren haben). Auch die nahe Zukunft beginnt sich nun mit einem Grad von Gewissheit zu erschließen, den wir zu schätzen lernen, wenn wir etwa die heutige Zuverlässigkeit von Wettervorhersagen mit den stets vagen meteorologischen Spekulationen aus dem letzten Jahrhundert vergleichen. Vergangenheit und Zukunft

werden fortschreitend für die Gegenwart unserer Sinne und unseres Verstandes einholbar. Dies ist die neue – menschliche – Ewigkeit.

Zu Allgegenwart und Ewigkeit ist damit eine nicht mehr Prozesse des Erwerbs voraussetzende, sondern jedem Individuum durch Elektronik abrufbare Fülle des Wissens gekommen, die sich dem Gottesprädikat der ›Allwissenheit‹ nähert. Ein bemerkenswerter Nebeneffekt liegt dabei in der Wiederkehr einer Neutralität (oder Aura von Objektivität) dieses All-Wissens. Während die Aufklärung noch auf die Abhängigkeit jedes Wissenselements von der Person bestand, die es hergestellt hatte, präsentiert sich elektronisches Wissen, etwa das von Wikipedia bereitgehaltene Wissen, typischerweise ohne solche Referenzen. Denn der Vorrang und die Autorität unter konkurrierenden Wissensbeständen im Internet hängt nicht mehr von einem Urteil über ihre Qualität oder über die Kompetenz ihrer Hersteller ab, sondern von der Häufigkeit, mit der sie durch Suchmaschinen aktiviert werden. Im Gegensatz zu der von Intellektuellen immer wieder kritisch betonten Relativität jeglichen Wissens stellt sich mit dieser Scheinobjektivität für den dominanten Wissensgebrauch des Alltags eine Situation ein, welche genau die – vermeintlich überwundene – klassische Trennung zwischen menschlicher Selbstreferenz (›Subjekt‹) und Welt (›Objekt‹) reproduziert. Als von Ort und Zeit vermeintlich entkoppeltes Beobachterbewusstsein steht der Mensch einer materiellen Welt gegenüber, die er über das Medium des Wissens für vollkommen erschlossen und potentiell auch für weitestgehend verfügbar halten darf. Nie zuvor wohl erschien diese Unterscheidung und Gegenüberstellung im praktischen Alltag der

Wissensverwendung so selbstverständlich. Sie ist die Struktur der neuen – menschlichen – Allwissenheit. Und das bedeutet: Kritische Einwände scheinen am Ende ihres wirksamen Einflusses angelangt zu sein.

*

Nicht philosophisch, sondern im Verhalten vieler Zeitgenossen ist damit aus individueller Allgegenwart, Ewigkeit und Allwissenheit ein neues Selbstbild entstanden. Es entspricht der sich ausschließlich auf die Fähigkeit zum Denken verlassenden Definition des Menschen, die auf René Descartes zurückgeht, und weckt damit sogar einen Traum von ›Allmacht‹, der eher als auf grandiose Projekte oder Leistungen auf das Ende jeglicher Einschränkungen und Frustrationen setzt. Die vor Jahren vom französischen Philosophen Jean-François Lyotard gestellte – und damals negativ beantwortete – Frage, ob man ohne Körper denken kann, lässt sich inzwischen als positiver Fluchtpunkt einer Vielfalt von Konventionen des individuellen Verhaltens auffassen, welche die neue Allmacht ausmachen.

Streben nach langfristiger Gesundheit etwa motiviert heute einen Markt von Diätverschreibungen, welche Nahrungsaufnahme eher als grundsätzliches Risiko denn als physiologische Notwendigkeit in den Blick bringen. Unmöglich, zu einem Abendessen einzuladen, ohne vorab die individuellen Essenspläne der Gäste festzustellen. Zu einem bevorzugten Gegenstand der Konversation über vegan-kalorienarme Lebensweisen sind die verschiedenen sportlichen Übungen aufgestiegen, mit denen man sich in Form hält und schon früh auf Langlebigkeit als absoluten Wert setzt. Kein Wunder, dass – individuell natürlich gesundheitsschädigendes – Suchtverhalten stärker denn je mit Ar-